



Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. * Nr. 7

Beilage zur
Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung
 G. m. b. H., Daresalam.

Siebeskrieg.

Eine Bauerngeschichte aus dem Taunus von Fritz Michel.
 (Zchluss.)

Awer hört mich doch an — ich will so alles widder gutmache!“ unterbrach das Mädchen flehend den Redestrom der erzählten Frau.
 „Gutmache? Was kannst du gutmache?“ eiferte Frau Brandhofer weiter. „Kannst du uns aus der Sorg um unsem Bub reiße — aus der Angst, ob ihm nix passiert is?“
 „Es is ihm nix passiert — dann hört mich doch, Luwisches!“ beschwichtigte Gretchen.
 „Gar nix will ich höre!“ schrie ihr die Erregte entgegen. „Was habe wir uns gestreit, daß wir unsern Bub widder dehaam have! Die Dag hab ich im letzte Jahr gezählt! Jetzt have wir ihn endlich widder gehabt, un do kimmst du un tust ihn uns widder zum Hans hinaustreibe! Des is der Dank defor, daß wir's so gut mit dir gemaent have, daß wir nit anderst gedocht have, als daß unser Fritz un du — —“
 „Hör uff, Mutter!“ unterbrach sie da ihr Gette heftig. „Dovon werd ka Wort mehr gered — des is ab un vorbei!“ und sich von der erschrocken verkrümmten Frau abwendend fragte er kurz: „Warum kimmst du doher — was host du uns denn noch zu sage noch dem, was gestern vorgegan is?“
 Sonst war Gretchen zörrer, wenn sie in das Brandhoferische Haus zu Besuch kam, stets mit der größten Herzlichkeit aufgenommen worden. Die mehr als unreundliche Weise, mit welcher man ihr heute begegnete, wirkte daher auf sie un so niederdrückender, gab ihr aber doch auch etwas von ihrem früheren Stolge zurück, un so mehr, als sie doch ihrer Auffassung nach nicht so schuldig an der Entfernung Fritz Brandhofers war, als dessen Eltern anzunehmen schienen.



Bananen-Plantage zu Washiana. Phot. Paedel, Berlin. (Mit Text.)

„Michelvetter,“ sagte sie daher auf die letzten Worte des Bauern mit fester Stimme, „ich bin herkomme, un eich aus der Angst wege eiem Fritz zu reiße — in Idstaa is er heit morjend gesehe worn!“

„In Idstaa is er gesehe worn?“ rief Frau Brandhofer überrascht, indem sie das Taschentuch von den Augen nahm und sich mit ängstlich fragendem Gesichtsausdruck dem Mädchen wieder näherte. „Gott sei Lob un Dank! Wer hot ihn dann gesehe, Gretche? Kimmst er dann bald widder haam? Sag mir's doch un Himmels wille!“
 Der Anmut, welchen Frau Brandhofer vorhin gegen das Mädchen gezeigt hatte, war bei der unerwarteten Nachricht mit einem Schlage geschwunden. Mit ihrer früheren überströmenden Liebenswürdigkeit faßte sie Gretchen bei der Hand, bat sie, sich niederzusetzen, un wiederholte ihre Fragen.
 Auch Michel Brandhofer hatte sich überrascht nach dem Mädchen umgewendet un sah dasselbe erwartungsvoll an.
 „Un weil der Fritz wege mir uff un davon is,“ fuhr Gretchen fort, ohne die dringenden Fragen der Frau Brandhofer zu beachten, „will ich aach defor sorge, daß er widder haamkimm! Michelvetter, is Eich vielleicht de Westersfelder Hof bekannt?“
 „Ob mir de Westersfelder Hof bekannt is — wie kimmst du do drauf? Des is des groß Pachtgut bei Camberg! Is dann der Fritz am End uff dem Westersfelder Hof?“

„Wahrscheins! Er is ja mit dem Pächter vom Westersfelder Hof zusammen in Idstaa gesehe worn!“ berichtete Gretchen.
 „Un die alt Glasbütter Seph hot gehört, wie der Pächter zu Ciern Fritz gesagt hot: Kimm, Fritz!“
 „Sicher is er dann uff dem Westersfelder Hof!“ sagte der Bauer mit erleichterendem Aufatmen. „Der Pächter, der Wilhelm Martin, is jo en guter Freund von ihm — hot zusammen mit ihm gedient. No, Gott sei Dank, do wisse wir wenigstens, woran wir sim! Gleich morje mit dem erste Zuge fahr' ich hin!“
 „Löst mich hinfahrn, Michelvetter!“ bat das Mädchen. „Ich bin schuld an der ganzen Geschichte — ich war uffgehelt von des Gerbers Zette, un do sim mir die Worte so herausgefahre, die ich in der nächste Minut bitter bereut hab! Ich bin schuld — do muß ich aach alles widder in die Reih bringe! Glaabt mir — wenn ich ihm gute Wort geive, dann — —“

Das Mädchen jentle erröthend den Kopf; Frau Brandhofer aber trat kümmerlich auf es zu, schloß es in die Arme und rief: „Ich hab's jo immer gesagt — das Gretche hot des beste Herz von der Welt!“

Michel Brandhofer aber legte seine schwere Hand auf die Schulter der verschämten Blidenben und sagte:

„Des willst du tun, Gretche? Alle Reschpekt vor dir! Dann nemm's nit for ungut, daß wir vorhin so kurz angebanne gege dich gewese sinn! Wenn du hingehst un ihm gute Wort gibst, dann kimmst er — do verwett ich mein Kopp druff! Ich glaab immer, der Schmutzespappel hot recht gehabt!“

6. Friedensschluß.

Zu der großen Wohnstube des in dem nördlichen Teile des Gebirges gelegenen großen Hofgutes „Westerfelder Hof“ saß am anderen Tage an dem breiten, vor dem Sofa stehenden Nußbaumtisch Fritz Brandhofer vor den Resten eines aus Schinken und Wurst bestehenden Frühstückes und hörte mit ziemlich verdrossener Miene den Ausführungen seines Freundes Wilhelm Martin, des Pächters des Domanialgutes, zu, der eben seine Rede beendet hatte und nach dem geöffneten Fenster ging, das den Ausblick auf den weiten Hofraum gestattete. Dort herrschte ein reges Leben. Eine Anzahl Knechte waren damit beschäftigt, die kräftigen Pferde aus dem Stalle zu ziehen und vor die mit niedrigen Mädem versehenen Gefährte zu spannen, auf deren hinteren Teilen die Pflugschar auf zwei Schleifen ruhte, denn es war die Zeit, in welcher die Felder umgeackert wurden; Mägde mit halbentbloßten Armen schleppten Zuber mit dampfendem Getränk nach den Ställen, aus welchen unaufhörlich das Brüllen der ihre Mahlzeit fordernden Kühe erscholl. Vor dem geöffneten Tor der Scheune stand die Lokomobile und pustete graue Dampfswolken in die klare Herbstluft, während von der zur Kälte in die Scheune geschobenen, unaufhörlich trommelnden Dreschmaschine dichter Staub emporswirbelte und die hantierenden Arbeiter mit einem gelbgrauen Puder überzog. Alles ging wie ein Uhrwerk, und keinem der Arbeitenden fiel es bei, eine Pause in seiner Tätigkeit eintreten zu lassen, um etwa einen kleinen Pflansch zu pflegen, denn alle wußten, daß der Herr, der dort zuweilen an das offene Fenster trat, durchaus nicht mit sich spaßen ließ, wenn man nicht gehörig anpackte, besonders an Tagen wie heute, an welchen die Drescher im Hause waren und die Arbeit allen förmlich über den Kopf wuchs.

Der große schwarzbärtige Mann am Fenster rief eben einem der die Pferde anschnurrenden Knechte mit lauter Stimme zu:

„Geb mir acht, daß den junge Gaul des neu Kummert nit drückt, Peter!“ und wandte sich dann wieder in die Stube. Einen etwas spöttischen Blick auf den vor sich hinsinkenden Fritz Brandhofer werfend, begann er wieder:

„Un deswege bist du von dehaam fortgelaafe, Fritz? No, nemm nit's nit übel — do bist du awer en rechter Dweil gewese! Ich hab Wunner gemaant, was passiert war, wie du mit gestern in Idstaag gesagt host, du kimmst nit mehr haam gehe, kimmst dich nie mehr in eiem Ort sehe lasse! Fast hab ich geglaabt, du hättst vielleicht aan umgebrotcht oder sonst was angestellt, un jetzt kimmst's heraus, daß es nit weiter is, weil e Mädchen nit mit dir tanze wollt! Hot mer dann je so was gehört? Deswege rennst du wie en Narr in Nacht un Newel fort, läßt dei Leit im Stich un willst kaan Bir un kaan Gaz mehr von dir höre losse? Des kann jo doch dein Ernst nit sein, des wär jo —“

„Wilhelm,“ unterbrach Fritz den Sprecher gekränkt, „wenn du mich nit behalte willst, dann sag's nur — ich geh dann annerstwo hin!“

„Wer schwächt dann von Nitbehalterwolle?“ rief der Riese mit dröhnender Stimme, indem er dem Freund mit der Hand auf die Schulter schlug. „Mach nur nit gleich e Gesicht wie dem Deiwel sei Großmutter! Willst du mit aller Gewalt dein Kopp uffsteke dann bleib do, awer schreib wenigstens deine Leit, wo du sieckst, daß sie aus der Unruh herauskomme!“

„Ja — un daß dann mein Vatter gleich kimmst un nit eher ruht, als bis ich widder mit ihm haam geh!“ warf Fritz ein.

„No, was wär dann do?“ meinte der andere. „Affresse wern sie dich nit, die Bauere, wenn du widder dehaam bist, un wenn dich anner mit der Gesicht uffziehe will, dann bist du doch de steel defor, ihm das Maul zu stoppe! In e paar Woche is dann über die ganz Gesicht Gras gewachse, un kaan Mensch denkt mehr dran!“ fügte der treue Freund hinzu.

„Ich kann nit mehr haam gehe — nit for die Welt!“ rief Fritz verzweiflungsvoll.

„Weil du en verliebter Narr bist!“ entgegnete der Gutspächter lachend. „Wenn du nit in des Mädchen so verliebt wärst wie en Dreicher in sei Briemche, dann hättst du dir aus der ganzen Gesicht gar nit gemacht un wärst erst recht dogebliewe! So awer — host du dann des Mädchen werkllich jo gern, Fritz?“

„Dir kann ich's jo sage, Willem“, erwiderte Fritz, indem er

emporfah. „Jo, ich hab sie gern — lieber wie alles uff der Welt! Un ich hab fest geglaabt, aach sie hätt e Nag uff mich, awer nooch dem, was gestern vorgange is — do is jo dobran nit zu dente! Un deshalb muß ich fortbleibe von dehaam — ich will nit mehr von ihr sehe un höre, ich will —“

„Des sinn überspannte Tage, Fritz, die du dir in de erste Mahjen in de Kopp gefest host!“ unterbrach ihn der andere. „Wenn du wir folgst, dann gehst du ganz ruhig widder haam un stellst dich, als wenn gar nit passiert wär! E gut Musred defor, weil du de-gelaafe bist, werd dir schon einfalle — du kimmst jo sage, du hättst mich in eiem Hest getroffen un wärst mit mir nooch Idstaag gefahre —“

„Na, Willem — naa, des kann ich nit!“

„Überleh dir's un konn nit aus dem Häusche! Ich muß nit hinüber in die Scheuer — will emol sehe, wie weit die Drescher mit der Frucht sinn! Noochher gehn wir zusamme ins Feld, wenn du dann doch als Verwalter bei mir einstehe willst. Mach dich fertig, bis ich widder hereinkomm!“

Dannit ging der große Mann zur Tür hinaus und überließ Fritz seinen Gedanken.

Dieselben waren um so unangenehmerer Natur, als der nachsinnende sich eingestehen mußte, daß der Freund in gewisser Beziehung recht hatte. Bei Nicht betrachtet war es doch eigentlich nur eine Lappalie gewesen, wegen welcher er sich entschlossen hatte, die Heimat für immer zu meiden. Sein so überaus empfindliches Ehrgefühl hatte ihm da in der ersten Aufwallung entschieden einen Streich gespielt, und sein Entschluß schien ihm jetzt, nachdem er erst einmal geschlafen und die vernünftigen Worte Wilhelm Martins vernommen hatte, durchaus übereilt. Aber konnte er dies jetzt rückgängig machen? Wäre es nicht unendlich beschämend für ihn gewesen, durch seine Rückkehr dem ganzen Dorfe einzugestehen, daß er wie ein dummer Junge, wie ein Toller gehandelt habe, und würde er nicht Gefahr laufen, ihn täglich zu begegnen, die ihm all das Herzeleid verursacht hatte? Nein — das konnte er nicht — wenigstens vorläufig nicht! Wilhelm Martin hatte ihm ja freigestellt, so lange auf dem „Westerfelder Hofe“ zu bleiben, wie er wollte, und ruhig konnte er dies Anerbieten annehmen, denn er konnte sich ja nützlich machen, konnte dem Freunde den Verwalter ersetzen, so daß dem Pächter seine Anwesenheit sehr zustatten kam. Aber — hier schlug Fritz sich vor die Stirn, als fielen ihm etwas heiß ein — war nicht zu Hause ebenfalls Arbeit in Hülle und Fülle, und war der Vater nicht froh gewesen, daß er, der Sohn, wegen der vielen Arbeit wieder zu Hause war? Durfte er den Vater im Stich lassen? — Dagegen empörte sich wieder sein Pflichtgefühl. Wie kam er aus allen diesen Zweifeln heraus?

Da hörte er draußen auf dem Gang wieder die dröhnende Stimme Wilhelm Martins, der von seinem Gang zurückkam und anscheinend jemanden, der fremd im Hause war, zurechtweis.

„Gehn Sie nur gradaus und die letzte Tür rechts — dort sint er un bläst Trübsal!“ lautete die Auskunft, wie Fritz vernahm. Erschrocken sprang dieser auf. Wer konnte mit den letzten Worten anders gemeint sein als er selbst, der wahrscheinlich von dem Vater oder dem Schwager nach Hause geholt werden sollte? So hatten sie schon seinen Aufenthaltort erfahren? Zum Andeut auch — das gab jetzt eine ungemütliche Auseinandersetzung!

Der Freund war wieder in den Hof gegangen, denn man hörte von dort seine scheltende Stimme. Gespannt erwartete Fritz den Eintritt des ihn Suchenden und nahm unwillkürlich eine trotzig abweisende Haltung an, als es leise an der Tür pochte. Zu seiner grenzenlosen Überraschung erschien auf sein „Herein!“ auf der Schwelle Gretchen Förster.

Ja — träumte er denn? Oder war die mit demütig niedergeschlagenen Augen und bleichem, wie es schien, verweintem Gesicht vor ihm Stehende wirklich die, welche ihn vorgestern so empfindlich gekränkt hatte? Täuschte ihn vielleicht eine auffallende Ähnlichkeit? Aus letzterem Zweifel sollte er sofort gerufen werden, denn mit bittender Stimme begann Gretchen:

„Ich komme un will dir etwas zurückbringe, Fritz, was du im Wald verlore host!“

„Was ich im Wald verlore hab?“ wiederholte der Burche gedankenlos. „Ja bist du's dann werkllich, Gretche, un du kimmst doher zu mir?“

Ohne die Frage direkt zu beantworten, zog das Mädchen die gefundene Brieftasche aus ihrem Kleide hervor, reichte sie dem Burchen und sagte leise: „Hätt' ich früher gewußt, was du de dein uffgehobe host, dann wär alles annerst komme! Dann stände wir uns heit nit fremd gegeüber, un die Leit hätte recht gehabt, wenn sie gesagt hätte, daß du un ich —“

„Gretche,“ unterbrach Fritz das ihn mit einem warmen Blick ansehende Mädchen, „Gretche, du bist mir gut, trotzdem daß du mir vorgehern so weh getan host? Un du kimmst selbst doher, un nit des zu sage? Gretche — is es dann nach werkllich wahr?“

Er hatte die beiden Hände der vor ihm Stehenden ergriffen und zog sie zögernd zu sich heran, als zweifle er immer noch, ob das alles Wirklichkeit sei. Mit lieblichem Eröthen duldete Gretchen seine Zärtlichkeit und erwiderte mit bebender Stimme, als wolle sie ein Weinen unterdrücken:

„Ich war verhehrt, Fritz — trag mir's mit nooch! Erst wie du mir gesagt host, daß du nich so gern host, wie mer nur aans have taam, do wußt ich, warum ich immer an dich denke mußst — do wußt ich, daß es for mich ohne dich kaa Glück uff der Welt gibt!“

„Gretche — du willst mein Schatz sein — mei Hochzeiten? Du host mich gern? Dann is alles gut — dann tauch ich mit taam Kaiser un mit taam König!“

In trunkenen Seligkeit begegnete sein Blick dem ihren, als welchem ihm jetzt wieder das innige Leuchten entgegenstrahlte, das schon mehrere Male sein Inneres mit einem so räthelhaften Empfinden erfüllt hatte. Und überwältigt von dem unerhörtesten Glück schloß er das geliebte Mädchen in die Arme und küßte ihr den Brautkuß auf die Lippen.

Wahrscheinlich um der ihn verschämt Anlächelnden die feste Versicherung zu geben, daß er ihr wegen des vorgestrigen Auftritts nicht mehr in geringsten zürne, wiederholte er diesen Kuß einige Duzend Male und würde damit in abschbarer Zeit wohl gar kein Ende gefunden haben, wenn nicht von dem nach dem Hofe zu gehenden Fenster ein bröhnendes Lachen erklingen wäre. Wie zwei Tauben, zwischen welche der Hahnd niederkniff, fuhren die beiden jungen Leute erschreckt auseinander und sahen sich dem Hausherrn gegenüber, der gemüthlich, die Arme auf die Fensterbrüstung gelegt, die letzte Szene beobachtet hatte und jetzt lachend ausrief:

„Hab mir's gleich gedocht, wie ich die goldig schwarz Her gesehe hab! Fritz, do werd's vorläufig nig mit dein Weibe uff dem Westersfelder Hof, un ich kann mich um en annern Verwalter umsehe!“

Sie hatten sich alle am Abend des nämlichen Tages in der geräumigen Stube des Brandhoferschen Hauses versammelt und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Als Gretchen Förster den alten Brandhofers gestern Abend die Versicherung gegeben hatte, daß sie für die Rückkehr des verschwundenen Sohnes sorgen würde, da waren die beiden Alten, wie wir schon gesehen haben, auf einmal wie umgewandelt gewesen, und alles war vergeben und vergessen, was das Mädchen nach ihrer Ansicht verschuldet hatte. War doch der durch Gretchen hervorgerufene unangenehme Anblick gerade die Ursache gewesen, daß die Empfindungen, welche die beiden jungen Leute in verborgenen gegenseitig gehegte Herzenswunsch der beiderseitigen Eltern aller Wahrscheinlichkeit nach in Erfüllung. So hatte Frau Luise Brandhofer gestern Abend Gretchen nach Hause begleitet, um jedes Bedenken, welches etwa der Lattenmathes und seine Frau gegen die Abahrt ihrer Tochter nach dem Westersfelder Hof haben konnten, mit der ihr eigenen Zungenfertigkeit zu widerlegen, und richtig brachte sie es fertig, daß der um seine Tochter immer etwas ängstlich besorgte Vater schließlich seine Zustimmung gab.

Heute nachmittag schon waren die Försterschen Eheleute herausgekommen, um in dem Brandhoferschen Hause, das auf dem Wege nach der Eisenbahnstation lag, die Rückkehr der jungen Leute zu erwarten. Auch der Schnuteseppe, der Gott weiß woher von der Sache Wind bekommen hatte, war anwesend und suchte die etwas bange erwartungsvolle Stimmung aufzuheitern, indem er bald in der drolligsten Weise auf sein zu erwartendes Honorar — Hühner, Wurst, Schinken usw. — stichelte, bald jede auftauchende Befürchtung, daß Fritz vielleicht in seinem Troß verharre, mit der Versicherung widerlegte, daß daran gar nicht zu denken sei.

„In Liebesache kenn ich mich aus!“ rief der kleine Mann aus, indem er mit gewohnter Lebhaftigkeit in der Stube auf und ab lief. „Wenn ihn das Gretche nit mitbringt, will ich mein ganz Leue lang die Bauern umsonst balwiere! Wenn ihn die schwarz Her mit ihrn dunkle Nage nur anguckt, dann is er eweg wie dem Großvatter sei Schnuppptomakabus. Maabt mir, so e kaa Fingereche von eme schöne Mädche, des zieht mehr wie zeh Lokomotive! Die Schinke un die Lernerwürcht von deiner Muck, Mathes, die kannst du in de Schornstaa schreibe — in mein Schornstaa sime noch e paar Nägel defor frei! Un sollst emol sehe, was ich for en schöne Stall for dei Preishinkel zurecht gemacht hab — der is groß genug, daß nach dem Michel sein Stamm Minorka-Hinkel noch hineingeh!“

„Wenn's gut ausgeht, soll mir's nit druff ankomme, Seppel!“ sagte Michel Brandhofer lachend. „Du sollst sie have, un wenn du haantammt, schlag nur gleich noch e paar Nägel in dein Schornstaa hinein — die anner Woch schlachte wir!“

„Wenn sie mit dem Bieruhrzug gefahre sime, dann müßte sie doch jett do sein!“ meinte Frau Brandhofer, die am Fenster stand und in die draußen herrschende Dämmerung hinauslugte. „Awer do kummt jo der Gemeanbalzer uff unser Haus zu! Was werd der dann wolte?“

In der That klingelte gleich darauf draußen die Türklingel, und nach einigen Minuten trat nach kurzem Anklopfen der alte Gemeinbediener in die Stube. Sich stramm aufrichtend — denn die beiden Bauern waren im Gemeinderat — berichtete er:

„De Herr Vorjemaaster läßt sage, daß die Recherchatione nooch dem Fritz Brandhofer resalattos verlaafe sime!“

„Was schwätzt der do for dumm Zeug?“ rief der Schnuteseppe mit seinem merckenden Lachen. „Resalattos? Da — do have wir jett de Salat!“

Etwas aus der Fassung gebracht fuhr der Hüter des Gesetzes fort: „Es wär nig, hot de Herr Vorjemaaster gesagt. Überall hot er hintelephoniert, awer kaa Deivel hot den Fritz gesehe!“

„Un do maanst du, daß ihn der Deivel am End geholt hot, Balzer?“ fuhr der unverbesserliche Barbier wieder dazwischen.

Da wurde aber der Balzer wild, und er fuhr den ihn bei jeder Gelegenheit hänselnden Barbier an: „Wenn ich als dienstlicher Beamter dostsch, in meiner vereidigt Amtsquantität — dann host du dei böß Maul zu halle! Verstanne?“

„Dienstlicher Beamter is gut!“ lachte der Zurechtgewiesene höhniisch auf. „Wieviel Löffel voll von deiner vereidigt Amtsquantität host du dann heit eingenomme, Balzer? Schad die dann nig dein Mage?“

Der lustige Wortwechsel zwischen den beiden würde sich wahr scheinlich noch fortgesetzt haben, wenn die Türklingel draußen nicht abermals gerasselt hätte. Gleich darauf traten Fritz und das verschämt lächelnde Gretchen Hand in Hand in die Stube.

Ein allgemeines „Gott sei Dank, do sime sie jo!“ begrüßte sie. Frau Brandhofer eilte auf die beiden zu, schloß sie in die Arme, während die anderen ein so wirres Durcheinander von Fragen, Bornwürfen und Freuderufen hören ließen, daß niemand sein eignes Wort verstand und Fritz vergeblich zu Wort zu kommen suchte. Erst als der Schnuteseppe mit seiner hellen Stimme in den Trubel hineinschrie: „Meine Herrschaften, es dürfe nie mehr wie sieben zu gleicher Zeit spreche — löst uns emol höre, wos der Fritz zu sage hot!“ da legte sich der Tumult einigermassen, und Fritz machte sich aus den Armen der Mutter los. Die Hand Gretchens ergreifend trat er vor deren Vater und sagte:

„Mathesvetter — Eier Gretche verfehlt's besser, en Dorchbrenner wider einzufange, wie humert Schandarme! Sie hot mich nit eme so feste Strick an sich gekumme, daß ich meiner Lebtag nit mehr von ihr loskomm! Vost's Eich deswege gefallt, daß ich Eier Tochtermann werd, sonst packe des Gretche un ich gleich widder uff un brenne zusamme dorch!“

Und während der Lattenmathes und seine Frau das Paar herzlich umarmten, rief Michel Brandhofer mit seiner Donnerstimme zur Tür hinaus: „Lonche — bring Wein herbei un Gläser — des müße wir begieße! Balzer —“ wandte er sich an den Polizeidiener — „du bleibst do un feierst den Verspruch mit! Noochher gehst du zum Vorjemaaster un sagst ihm en schöne Gruß un es wär alles in der Reich!“

Bald perkte der bernsteingelbe Nebenst, und unter hell klingendem Anstoßen brachte man das Wohl des Brautpaares aus. Der Gemeinbalzer wollte zwar anfangs den ihm an gebotenen Wein ablehnen unter dem Vorgeben, daß derselbe seinem Magen schade, doch ließ er sich schließlich überreden und leerte, da es ja eine so merkwürdig zustande gekommene Verlobung zu feiern galt, ein halbes Duzend Gläser im Handumdrehen.

Der Schnuteseppe aber ergriff sein volles Glas und wandte sich an die beiderseitigen Brauteltern mit den Worten:

„Hab ich's nit gesagt, daß die zwaa nur dann zusamme käme, wenn mer sie auseinander hielt? Ihr ganz Leben sime die Menche klaane Kinner! Was sie have könne — des achte sie nig; werd's ihne awer verwehrt, dann wolle sie's erst recht mit aller Gewalt have! Mich freut nur, daß ich recht behalte hab, un daß die Alte widder emol gescheider gewese sime wie die Junge.“

Fröhliche Musikanten.

Eine Thüringer Geschichte von Frida Schanz.

(Nachdruck verboten.)

Der Klarinetist und Bassgeiger Valentin Hausfelder und die Marie-Vies, sein jung angetrautes Weib, zogen ihr erstes Schweinchen groß im kleinen Haushalt, und diesem Bassgeigers Schwein wurde von allen Bewohnern des Thüringer Walddorfs das Beste gegönnt.

Die Weiber des Dorfes fürchteten, etwas mager würde es bleiben, aber die Gewohnheit, allzu dick zu werden, herrschte auch unter den allersangesehnen Dorfchweinen nicht. Die Zwei- bis Dreizentnerschweine der Flachlandbauern waren hier wie eine ferne Sage. Wer sein Schweinchen auf hundert Pfund brachte, hatte schon etwas Erkleckliches geleistet und stand in Ansehen unter den Nachbarn.

Waldbheimatliche Welt, liebes, langes Thüringdorf, das den Schwalben Raum gibt zur Entfaltung aller rhythmischen Schöne ihres schwingenden Flugs vom Uhrtürmchen des Schulhauses am unteren Ende bis zum Kirchturmbuche am oberen — die Ereignisse der ganzen übrigen Welt kommen an Wichtigkeit den deinen nicht gleich! — Denn jedes Walddorfers Herz umfaßt ja alle seine Mitdorfbewohner mit gemüthlicher Neugierde und lebendiger Teilnahme. Jeder Dorfbewohner heißt hier Nachbar. Und durchs lange Dorf ist's eine einzige Nachbarschaft.

Zum langen Walddorf ist die Freude zu Haus. Es herrscht ein genüßfroher Sinn unter den Leuten, obgleich Schmalhans Küchenmeister ist im ganzen Dorf. Das kommt von der Musik;

das machen die Musikanten. — Wohl in jeder dritten oder vierten Behausung an der langen doppelten Häuserzeile und der vielen in Grasgärten anstauenden Nebengassen wohnt nämlich außer dem Singvogel im lauzweigebesteckten Bauer auch noch ein menschlicher feiner Musikant. —

Ein auserwähltes Häufchen dieser Musici — reife, ältere Leute — bilden die Dorfmusik. Das waren oft wahrer Meister, diese alten Schneider, Schuster, Drechsler und Weber — die letzteren zumal! Es war Tatkraft in ihrem Spiel, wie in ihrem Handwerk. Ganz mit Recht heißt es im alten, nach dem Klappen des Webstuhls klingenden Weberlied: „Die Leineweber haben eine saubere Kunst!“

Der Kirchenchor war das höhere Sein der alten Musikergilde. Sie wagten sich an die schwierigsten Motetten und spielten sie mit künstlerischem Sinn auf der Unterlage strenger Schulung und langjähriger Einübung so gut, daß mancher der unsterblichen Urheber noch im Jenseits seine Freude daran hätte haben können.

Was hatten die Ohren der dörflichen Gemeinde dadurch Gutes! Und wie stimmte das die Leute feierlich hochzeitlich, wenn die Musici zum Trauungsgange antraten, dem Brautpaare voran! Wie elektrisirten die Kirnsemärsche und Tänze und Klänge und sangen ins ganze übrige Jahr hinein! Da hatten die Meister vom ersten Kirnseantanz — acht Tage vorm ersten Festtag — bis zum Kirnsebegaben — acht Tage danach — eine anstrengende Zeit. Und damit war's oft noch nicht zu Ende. Die besonders geschätzten Musici wurden meist noch auf die Kirnse der Nachbardörfer berufen, wo es von neuem lustig und anstrengend mit Geistreich und Geblose für sie herging. Mit gutem Lohn in den

Taschen zogen sie dann heim, die geheimnißschönen nächtlichen Nachhauwege der Thüringer Dorfmusikanten durch den Thüringer Wald, von denen die Sage so besondere Dinge zu erzählen weiß aus uralter Zeit. Sie steckten voll unbewußter Woesie und bewußter Freude an tollen Streichen, voll Unternehmungsgeist und heiterer Lust. Sie waren die Humorvollen, die Verliebten im Dorf, diese Musici. Sich untereinander haben sie am wenigsten geschont mit ihrem fröhlichen Schabernack. Niemand nahm ihnen leicht etwas übel. Höchstens konnten schüchternere Gemüther zuweilen vor ihren allzu krassen Witz und Streichen etwas schüchterne Angst empfinden.

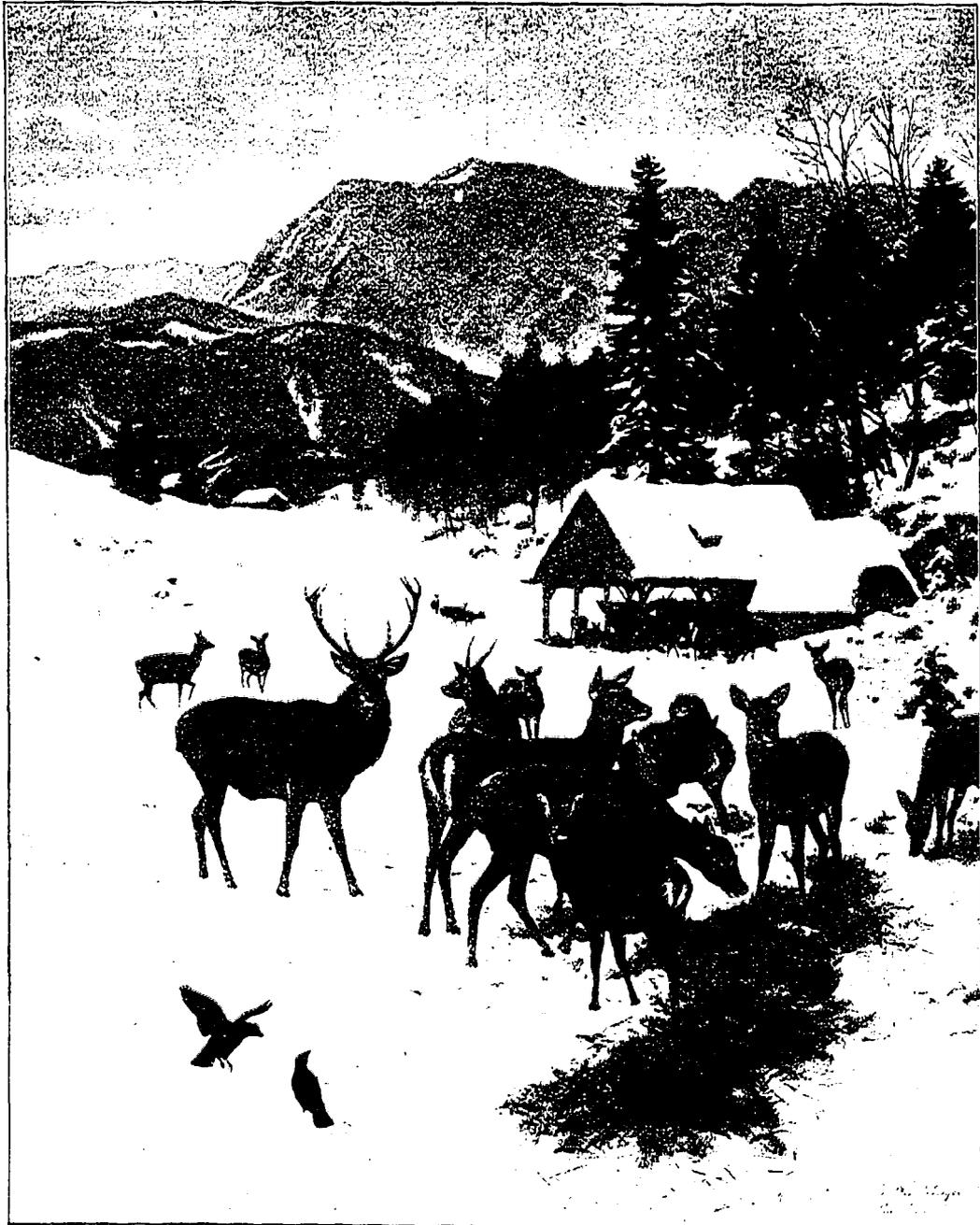
Der Marie-Vies war es vor ihrer Hochzeit so gegangen. Die fühlte schamhaft die gewisse Eckerlichkeit an diesem Fest. Sie waren statt an gealtert, ja schon leiz ergraut, die beiden seit ihrer frühesten Jugend verliebten und versprochenen Hochzeitsteute, nahe an vierzig der Bräutigam, in den Dreißigen die Braut; und das ist bei den stark arbeitenden Thüringerinnen sehr alt, die Jugendblüte ist da rasch dahin.

Die Marie Vies hatte sich zuviel abesorgt und der Valentin in seinem ganzen Leben zu wenig. Deshalb war's nicht zum Hochzeitzeit gekommen bei den zweien, solange die junge Lebensform fehlte. Ohne sich einen richtigen Hauscat verdient und erspart zu haben, hatte die blutarne Braut nicht freien wollen. Und der Valentin hatte es trotz seiner Liebe und trotz seines guten Willens nicht zum Sparen gebracht. Der Grund mußte in seinem allzu künstlerisch geratenen Musikantenblut steden.

Der Valentin Hausfelder hatte sein aufherner musikalisches Gewerbe,

er war nur ein überall beliebter, überall begehrter Musikant, guter Klarinetten- und gelegentlicher kräftiger Brummbaßspieler. Da nicht viele Bassgeigen im Waldviertel vorhanden waren, trat die feinere Fertigkeit an Wichtigkeit hinter die derbere zurück. Der Hausfelder war kurzweg der Bassgeiger. Übrigens lebte er von Tagelohn und allerlei kleinem Gelegenheitsverdienst. Von Haus aus war er Tischler gewesen. Aber das einzige, was aus dieser Berufszeit ans Licht des Tages und des Dorfes gekommen war, existierte wohl auch nur in seiner Kollegen heiterer Phantasie.

Es hieß unter den Kollegen, Hausfelder habe sich auf einem winterlichen Heimweg einst aus Versehen zum Ausruhen in seine Bassgeige hineingesetzt und habe, als er das Instrument dabei zum Leimen in die Zwinge gebracht, den Leimtiegel mit eingeleimt.



Im Futterplatz. Nach dem Gemälde von Josef Schmitzberger. (Mit Text.)
Copyright by 1903 Franz Hanfstaengl, München.)

Nun war der Marie-Lies bei schon ersterbender Hoffnung auf Ehestand ein kleines Erbteil zugefallen. Der Valentin hatte seine wenigen Spargroschen dazugelegt, — und so war die besondere, verschämte Hochzeit im Walddorf gekommen, um welche die älteste Braut so gern einen weiten Umweg gemacht hätte hinter Hecken und Bäumen weg auf heimlich-stillen Sträßchen in das kleine Haus, zum späten, langersehnten Eheglicht.

Aber um eine Hochzeit, ein Dorffest herumzuschleichen, das gab's in Tiefengrund, und vollends unter den Musikantenbrüdern nicht. Die Hochzeit des Bahgeigers ward gefeiert, wie lange keine im Dorf. Das war das Verdienst der Musikanten. Sie brachten Schwung hinein, machten die Hochzeit ihres Freundes schön. Es ward Lenz auf dem herbstlichen Fest: die alten Violon betamen ihren frischen Trübungsgeruch; wie Mai und Sonne lag's über der verblühten Braut, wie ein Schimmer ewiger fideleer Jugend über dem Bräutigam. — Ihren schönsten Strich und Ton holten des Hochzeilers treue Numpane zum Hochzeitschoral heraus. Das war ein feierliches Schallen, zur Ehre der beiden, die nach langem Weg und Wandern ihr ersehntes Ziel erreicht hatten.



Dr. F. von Bischof,
langjähriger Minister des Innern in Württemberg. (Mit Text.)

Und dann hängen beim Brautessen vom erhöhten Orchester im Wirtshaussaal die schönsten alten und neuen Musikstücke, die traulichsten Volkslieder. Da wurden die Herzen der Gäste weich: vortrefflich mundete Fleisch und Rosinenbrühe; alle Kritik der Frauen am zu morgigen Hochzeitskuchen der Braut schwieg; ein paar reiche Gäste spendeten reichlich Fruchtwein und Bier; das Scherzen und Lachen ließ nicht ab; die Musici bliesen den Spendern Gesund-



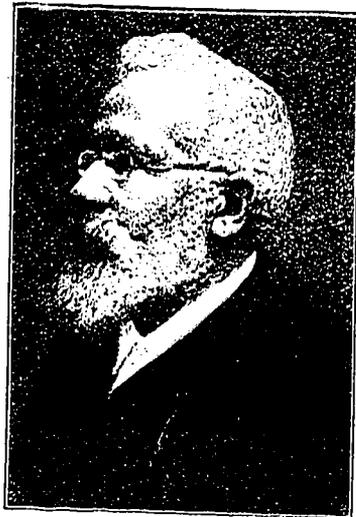
Staatssekretär von Alderken-Wächter †. (Mit Text.)

worden als früher. Ihm war wohl im verheirateten Zustand, in einer geordneten Häuslichkeit: höchstens war's ihm manchmal, als ob ihn jemand am Rockschöße zöge in seiner Fröhlichkeit, wenn die Marie-Lies zu sehr um die Groschen flügelte und sich so heilig abschaffte. Zu schwer trug er aber auch daran nicht. Stolz erfüllte ihn über seine Häuslichkeit und seine wackere Angetraute. Er hatte Respekt vor der Marie-Lies, so gut wie seine Numpane. Die verstanden deren guten Willen, sich herauszuarbeiten aus der Armut, und hielten im stillen trotz aller Hänseleien ein Auge auf den Ehemann, daß ihn auf seinen Musikantenfahrten das ehrlich verdiente Geld nicht gleich wieder aus den Taschen roltte.

los. Da legten sich die Musikanten voll ins Zeug; die Tanzlust alten Volkas und Walzer; linksrum, rechtsrum, querlang über die Dielen wurden die Mädchen kräftig geschwenkt und geschleift; sogar den Alten ließ es nicht Ruhe; auch die jungen an, sich zu drehen, zu hupfen und zu rutschen. Ein Plätzchen war's, wie lange auf keiner Hochzeit im Wald.

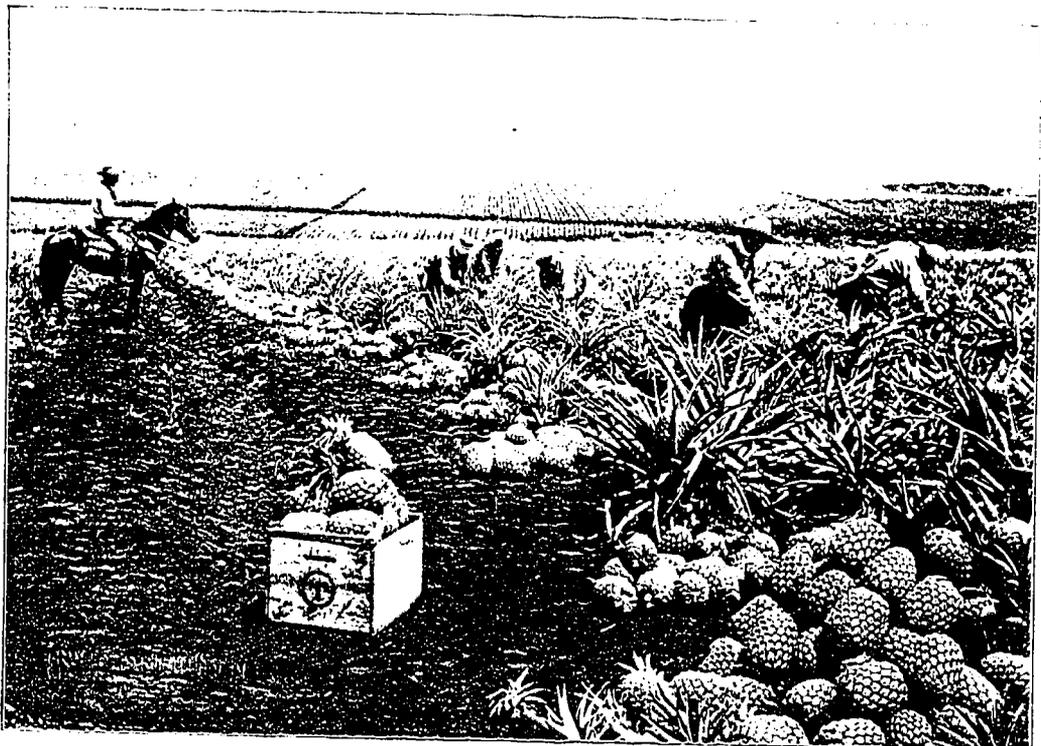
Das lönte aus dem Wirtshaussaal in die Mai nacht bis an den hellen Morgen. Und lange hat es noch in der Ehe der beiden alten Liebesleute nachgehallt. Die sang mit bestem Mute an, unterm besonderen Schutze der Musikantenbrüder. Die Frau errichtete mit dem Rest der verbleibenden Erbschaft einen kleinen Handelskram. Da kauften die Freunde und Nachbarn ihre Bedürfnisse an Tabak, Pfeffer und Deringen, Zucker und Salz. Über den Valentin ergoß sich dabei wohl manche Hänselei wegen des allzu genauen Aufpassens seines Ehegesponnes auf Maß und Gewicht.

Der aber ließ sich's nicht anfechten. Er war ein nur noch fideleerer Mensch und Musikant geworden als früher. Ihm war wohl im verheirateten Zustand, in einer geordneten Häuslichkeit: höchstens war's ihm manchmal, als ob ihn jemand am Rockschöße zöge in seiner Fröhlichkeit, wenn die Marie-Lies zu sehr um die Groschen flügelte und sich so heilig abschaffte. Zu schwer trug er aber auch daran nicht. Stolz erfüllte ihn über seine Häuslichkeit und seine wackere Angetraute. Er hatte Respekt vor der Marie-Lies, so gut wie seine Numpane. Die verstanden deren guten Willen, sich herauszuarbeiten aus der Armut, und hielten im stillen trotz aller Hänseleien ein Auge auf den Ehemann, daß ihn auf seinen Musikantenfahrten das ehrlich verdiente Geld nicht gleich wieder aus den Taschen roltte.



Hofrat Prof. Dr. S. G. Müller,
Vorstand des Orientalischen Instituts an der Wiener Universität. (Mit Text.)

aus den Taschen roltte. —



Bananen-Plantage zu Waffiatwa. Phot. Gaedel, Berlin. (Mit Text.)

Das Hauschlachten, das vernünftige Endziel von der grunzenden Hausgenossen kurzer Lebenszeit, ging reihum im Walddorf. Durch den geselligen Anstrich, der diesem wichtigen wirtschaftlichen Ereignis anhaftet, könnte auf das Interesse der Walddörfler am Gedeihen von der lieben Nächsten Vorstentieren leicht ein eigennütziger Schein fallen.

Denn wo geschlachtet wird, da machen sich die guten Freunde gern eine Ursache, ins Haus zu kommen und zum Schmirfleischkosten eingeladen zu werden, und wo gar ein besonders feist geratenes Schwein sein Leben läßt, da geht's hoch her, da wird das Hauschlachten zum wahren Fest. Außer dem Wellfleischbrühstück gibt's noch ein geselliges Abendbrot von Bratwürsten mit großen Schüsseln Kartoffelsalat und Bier. Das ist in der Nachmittagszeit noch eine frohe Unterbrechung der Winterstille, auf die sich jeder freut. Niemand wird eingeladen, aber wer kommt, wird bewirtet, und jeder weiß schon ungefähr, wohin er kommen darf, wo er willkommen ist.

Das gute Vorstentier, das alles liefert zur Abrundung und Ausschmückung der bescheidenen Winterkost, steht auch als Gegenstand seiner fröhlichen Sterbefeste hoch in Ehren und Gunst. Duft von Lanneureisigrauch, von Fleischbrühe, von Kümmel und Majoran erfüllt die Häuser.

Reihum ist das Schlachten nun schon eine Woche lang gegangen. Auch der Bassigeigersteute Speckpflanze, wie das liebe Tier in der Dorfsprache heißt, wird nun bald ihr Leben lassen müssen. Voll Unruhe sieht Marie-Lies diesem Zeitpunkt entgegen. Des Schweinchens Existenz hat zum Gefühl bescheidener Wohlhabenheit und behaglicher Zukunftsaussichten viel beigetragen. Aber die Nachbarinnen hatten recht! Fett ist's nicht geworden! Sorgend und feufzend hat die Marie-Lies seinen zarten Körperzustand bei jedem Füttern in Augenschein genommen.

Wo die Kuh fehlt und die Milch gekauft werden muß, da gedeiht das Schwein nicht recht. Die Marie-Lies hat das Ihre getan. Gern hätte sie sich selbst das Essen entzogen, um mit dem langschmutigen Pflegsling Ehre einzulegen. Das Tier steht hinter den Speckträgern aller Nachbarwirtschaften zurück, und ängstlich veranschlagt die sparame Hausfrau, je näher der Schlachttag rückt, die von dem mageren Haustier zu erwartenden Vorräte an Speck, Rauchfleisch und Wurst für die kommende Zeit.

Wenn sie an die Schlachtesten denkt, die sie im Dorfe miterlebt hat, wird es ihr bang.

Viel Kostefleisch an Nachbarn vergeben kann sie von dem mageren Schweinchen wirklich nicht. Sie schämt sich noch dazu des schlechten Erfolgs ihres ersten großen Hausfrauenunternehmens. Wie damals um die Hochzeit herum möchte sie sich jetzt gern still und ungeschrien um das Schlachtfest herumdrücken, und bei einer Schlachtangelegenheit ist das schließlich auch leichter ins Werk zu setzen, als bei einer Kopulation.

Dem Valentin ist der Ausfall des Vergnügens freilich bitter. Das eigene Schlachtfest den Nachbarn verheimlichen und unterichlagen, heißt auch vom Mitgenusse der anderen Schlachtereien absehen, auf viel Labfal des Leibes und Gemüths verzichten. Aber der Valentin hat schon gelernt, sich der besseren Einsicht der sorgenden Ehehälften in wirtschaftlichen Dingen unterzuordnen.

Die Aussicht auf das eigene häusliche Fest tröstet ihn nur halb, und so wird denn mit Wehmut von den jungen Ehestandslenten der Schlächter bestellt, der Tag mit ihm verabredet und ihm unter Verabreichung eines Extratrinkgelds bedeutet, ja nichts verlaun zu lassen und das Schwein recht geschickt aus dem Leben zu bringen, daß es nicht zu sehr quieke. Die Sache solle wegen zu großer Magerkeit des Objektes in Stille vor sich gehen.

Leid tat die Sang- und Klanglosigkeit des Ereignisses der Marie-Lies am Schlachttag doch ein wenig. Es war wahr, der Schlachtling, der wirklich rührend lautlos sein Leben ausgehaucht, war schwächig. Aber delikat zog der Geruch des zarten Fleisches beim Kochen durchs Haus, die Düfte der guten frischen Gewürze und Kräuter mischten sich drein: es war eben doch ein eigener Stolz, das Schlachten des ersten Schweinchens! Marie-Lies sah es schließlich doch nicht ganz ungern, daß zufällig ein Mensch kam und an dem Ereignis freundlichen Anteil nahm.

Der Engschneider war's. Der hatte sich ein Stück Fadenvachs und etwas Schnupftabak im Lädchen holen wollen. Und sich da, der witterte mit seiner langen, dünnen Nase sofort den außergewöhnlichen Duft im Haus.

„Ja, sag'n mal, was habt denn ihr? Ihr schlacht't doch nich etwa?“

Verlegen mußte die Marie-Lies es zugeben.

„Ja sapperlot. Guckt einmal! Da habt ihr doch gar nichts verlaun lassen!“

Die Hausfrau lächelt gezwungen; er solle doch nur hereinkommen in die Stube: das Wellfleisch sei gerade weich.

Der eine — so bringt sie die Sache rasch in sich zurecht — der bringt den eben im brodelnden Messelwasser tanzenden, noch

unzerkleinerten Wurstfleischstücken noch lange keinen Schaden! Es ist gerade recht gemüthliche Frühstückszeit und echtes Wurstfetter; die ersten Schneeflocken taumeln draußen einzeln und breit ins Gäßchen nieder. Nun ist der Gast einmal da, nun will sie das Ereignis auch genießen. Ihr Mann freut sich so wie so wie nährlich. Immer freundlicher aufgelegt, bietet die Marie-Lies nun ihre Mahlzeit dar: die blauglasierte, weißgepunktete Schüssel wird mit Fleischstücken und dampfender Brühe gefüllt, die blumigen Teller werden aus dem Schrank geholt, Messer und Gabel dazu.

Der Engschneider läßt sich's prächtig schmecken; ja, er zollt der feinen und nicht zu fetten Beschaffenheit des Bassigeigerschweins ein Extralob, das der Hausfrau gedrücktes Herz fröhlich schwellt. Da hinhin die Türflügel im Kramlädchen eben sehr heftig dazwischen.

„Habt ihr 'n Engschneider nich gesehn? Ich hätte was bei dem zu bestellen. Er ging doch vorhin hier ins Haus 'nein. Ei du, da hör' ich 'n ja!“

Der lange Just, der Kunstweber ist's, der sich so höchst eilig nach dem Freunde erkundigt.

„'s ist doch erlaubt?“ fragt er und macht schon die Tür zum Stübchen auf. „Ach tausend dieser Welt! Das treff' ich ja 'mal schön!“ staunt er freudig, als er die beiden Kollegen kauend am Tische beieinander findet und der warme Wellfleischgeruch ihm in die Nase kitzelt. Er wird von der Marie-Lies mit etwas mühsamer Stimme gleichfalls zum Zulangen herankomplimentiert.

„Na, ich wehr'sch ja nich!“ beiseidet er sie und setzt sich mit gemüthlichem Schnunzeln breit an den Tisch. Tellerinhalt auf Tellerinhalt verschwindet aus der schon wieder neugefüllten Schüssel: eine ruhige, behagliche Unterhaltung kommt dabei unter den drei Spießgesellen in Gang; der Valentin winkt seiner Frau gutmüthig zwinkernd zu, freundliche Miene zum bösen Spiel zu machen, mitzutun, die Schüssel zum dritten Male vollzufüllen.

Und die Frau, die in ihrem Mann doch sehr den Herrn sieht, trotz ihrer wirtschaftlichen Pantoffelherrschaft, tut es folgsam. Innerlich ist sie aber ganz geknickt.

Sie rechnet, sie wägt in einem fort. Ach, du liebe Zeit, wie ist der ersuchte Vorrat nun schon geringer! Wie schwindet das schöne Fleisch dahin! Es geht freilich noch zu verschmerzen, redet sie sich ein. Weit schlimmer hätte es kommen können, wenn es mehr Leute erfahren hätten.

So weit ist sie eben in ihren Erwägungen wieder aufwärts gelangt, als sie erschreckend zusammenfährt.

„Bim, bim, bim!“ schrillt es im Lädchen, laut und lang.

„Nur jetzt kein neuer Gast!“ denkt sie voll Angst. „Ja nicht!“

„Ja, da soll doch —! Das ist doch rein verhergt; das ist doch wie nich richtig!“ fährt es ihr im nächsten Augenblick durch den Sinn.

Der Bäcker Ortlepp steht am Ladentisch und begehrt freudig lächelnd für einen Groschen Kolophonium einzukaufen. Und sofort hat der's auch weg und geht drauf los: „Bassigeigern, was! Ich mei' Sirtl, ihr schlacht't doch nich etwa?“

Kaum hört er auf ihr langgezogenes: „Wir?“

Hinein spaziert er, von den lautfröhlichen Stimmen der anderen magnetisch angezogen. Der tüchtige Esser, der hat gejeht! In allen Haaren wird's der Hausfrau jetzt angst. Fliegende Dize steigt ihr ins Gesicht.

Die drei schmausenden Musikanten wollen sich totlachen, als der vierte mit einem vergnügten: „Diener! Geseignete Mahlzeit!“ die Stube betritt. Jubelndes Hallo empfängt ihn.

Nach einer kleinen Weile tritt der Böttcher Küppeldich ins Kauflädchen und will für einen Sechser Hustenlatribe für seinen noch nicht halbjährigen Hansfried.

Ein anderer kommt nach ihm und macht sich eine andere Sache. Jeder bemerkt erstaunt und hocherfreut den Wurstfleischgeruch, tritt ein, bleibt da.

Die Marie-Lies hat es längst begriffen: die Schelme haben die verheimlichte Schlachtereie ausgekundschaftet, es ist ein verabredeter Streich. Ihr ist der Schreck in alle Glieder gefahren, daß sie sich kaum mehr halten kann. Es dauert keine Viertelstunde, so sind sie richtig alle acht vollzählig versammelt.

Wie es ihnen allen schmeckt! Wie sie einhauen!

Die Frau ist wie zerfchlagen, nötigen kann sie längst nicht mehr, die Stimme versagt ihr. Das besorgt dafür reichlich ihr Mann. Begreifen kann sie den nicht, es erfaßt sie ein Jorn auf ihn. Sie möchte wohl auch gern Gäste bewirten, wenn sie es könnte. Ja, warum denn nicht? Aber bedenkt der Mann gar nicht: was bleibt dann eigentlich noch für uns? Nein, den sichts keine Sorge an! Mit ganzer Seele ist der glücklicher Wirt! „Laß fahren dahin!“ liegt in dem beschwichtigenden Blick, den er seiner erschütterten Lebensgenossin zuwirft. Ein kecker Leichstimm ist über ihn gekommen. Dem ist alles recht! Jetzt läuft er gar und holt Bier! Eine Klamme nach der andern wird angeschafft und von den schmandenden Musici ausgetrunken; immer flotter schwillt dabei die Lu-

terhaltung: alle alten Geschichten werden aufgewärmt, alle alten tollen Streiche ausgepackt, und gelacht wird, daß es nur so schallt. Niemand scheint an die Marie-Lies zu denken, niemand hat Mitleid mit ihr. Sie wird immer blässer, ruhig muß sie zusehen, wie Nochwurst, Rotwurst, Bratwurst im Wellfleischzustande in die klassischen Musikantenmagazinen verschwinden. Sie sieht es kommen: ihr Wellfleisch wird alle. Beinohe kann sie schon nicht mehr zusehen. Jetzt schlägt der Ungschneider auf der Höhe der Fideleität gar vor, ein schönes Stück zur Feier des frohen Schlachtfestes zu spielen und die Instrumente zu dem Zweck hereinzuholen. Die sind nämlich, wie sich unter herzlichem Gelächter erweist, schon von allen mitgebracht worden, stehen und liegen im „Huseum“ draußen im Flur bereit.

Damit war der Punkt gekommen, wo der Marie-Lies letzter Spoukraftsfaden zerriß und sie sich nicht mehr halten konnte. Aus der Stube stürzt sie hinaus, als die Männer eben die Instrumente stimmen, aus der Hintertür in den Hof, die Schürze vorn Gesicht. Kammer und Krager wollen sie ersticken. Vergebens die Mühe, das Rechnen und Hoffen des ganzen Sommers! Fort die Aussicht auf gute Tage, der Hausfrauenstolz auf Vorräte, die etwas bange und doch so liebe Freunde auf Strecken und Drehen des wohlgeschmeckenden Bestbes.

Bitterlich schluchzt die Marie-Lies, erst in dunkeltiefen, dann in immer helleren, grelleren Schmerzenstönen.

Und denen mischt sich plötzlich ein noch viel helleres, höheres Quieten und Quietschen bei. Die Marie-Lies zuckt schmerzlich zusammen, spannt dann auf, läßt die Schürze sinken. Sie fährt in die Höhe, starrt wie traumverloren gradaus, streicht mit der Hand über die Stirn.

Hat sie denn das heutige Schlachten und das Schlachtfest drinnen nur geträumt? Da geht der Anfang davon ja eben noch einmal vor sich! Der Schlachter steht auf dem Hof, angetan mit frischer weißer Schürze und zieht ein Schweinchen am Schwanz ans dem Stall.

Und in demselben Moment blasen und fiedeln sie da drinnen auf einmal los auf Mord und Tod, den lebenssprühenden Rutscher, den sie auf ihrer Hochzeit zum erstenmal gespielt haben auf dem Höhepunkt der Lust. Das Vorstentier quiekt dazu, immer lauter. Jetzt hat's der Schlachtkünstler am Schwänzel: ein seltsames, nettes, rundliches Schweinchen ist's. Und da geht der Marie-Lies ein Licht auf, wie der Überfall gemeint war, und sie lacht in heller Fröhlichkeit. Glück und Beschämung erfassen sie vereint, rasch will sie ins Haus, sich bei den lustigen Gebern bedanken.

Aber da kommen sie alle acht der Reihe nach, mit ernstem Mienen, blasend und geigend in den Hof heraus, ihr Mann mit dem Brummhals zulezt. Keiner sieht sie an, außer eben dem letzten. Der kann sich's nicht versagen, ihr mit triumphierendem Blick zuzuwinken: „Siehst du, so sind sie, meine Brüder!“

Gravitätisch stellen sich die Musiker in der Runde auf, und nun dröhnt's und schallt's: das alte, humoristisch-getragene Stück, mit dem seit Vorelternzeit die Kirnse im Dorf begraben wird.

Es geht einem durch und durch in Wehmut und Lust. Und unter diesem lachenden Klagegetöse und der Marie-Lies hüllen, innigem Dank wird das von den Musikanten fürs reichliche Schnitzfleischessen gespendete Ersatzschwein so angenehm wie möglich vom Leben zum Tode befördert.

Anekdote von Friedrich Wilhelm III.

Bei einem Manöver bei Charlottenburg, im Jahre 1833, wurde in der Nähe des Königs Friedrich Wilhelm III. der Adjutant des Kronprinzen, Graf Schlieffen, von einem Garde-du-Corps, dessen Pferd plötzlich toll geworden, überritten. Mittags, nach diesem Vorfall, ist der König sehr verstimmt und bedauert den Verwundeten, befiehlt aber, jener Garde-du-Corps solle nicht bestraft werden, weil er seines Pferdes nicht mächtig gewesen, und jetzt dann hinzu: „Weiß auch, was Pferdetritte bedeuten, bin auch einmal von einem Feldscherer überritten worden.“

Die Anwesenden äußern hierüber ihr Bestremden, denn niemand weiß davon etwas. „Ja“, sagte der König, „die Herren sind alle noch jung, wissen aus alter Zeit nichts mehr. Im Jahre 1805 geriet ich beim Manöver unter das tolle Pferd eines Chirurgen, gab aber nachher den Befehl, dasselbe solle nicht bestraft werden. Ich möchte wohl erfahren, ob dieser Chirurg noch lebt.“

Darauf erhielt der anwesende Leibarzt von Wiebel die Weisung, sich nach jenem Chirurgen zu erkundigen, und bringt endlich heraus, daß derselbe in dürftigen Umständen und mit wohl-reicher Familie noch in Hinterpommern lebe; daß er unmitttelbar nach dem erwähnten Unfall 1805 kassiert und vorher noch auf Befehl des Regimentskommandeurs 80 Prügel noch demolieriger Weise — erhalten habe. Herr von Wiebel meldet dies

alles dem König, und dieser schick sofort aus seiner Schatzkammer an den alten Chirurgen 80 Friedrichsdor und gewährt ihm eine jährliche Pension von zweihundert Talern. I.

Mutterliebe.

Ein Bergmann hämmert früh und spät
Tief unten im Gesteine,
Bis er ein Erz gefunden hat,
Von Himmelsglanz und Reine.

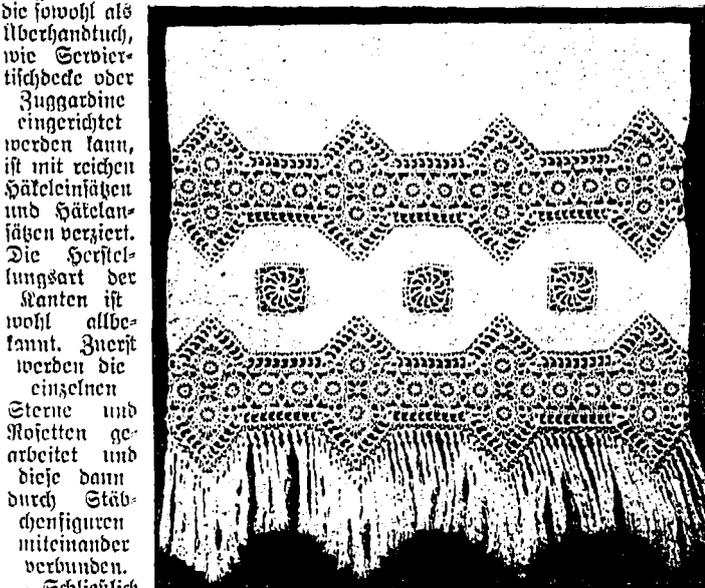
Glück an, du wahrer Steiger-mann!
Ich weiß mir den Marjunkt,
Der alles Leid vererbenden kann
Und lichten alles Dunkel.

Am Herzen hütet Mutterlein
Das Kleinod, nimmer trübe,
Es ist der beste Edelstein
Und heißet Mutterliebe. Friedrich Mannes.

Fürs Haus

Ueberhandtuch mit gehäkelten Einfägen.

Die Häkelarbeit, die lange Zeit für veraltet galt, ist jetzt wieder zur modernen Handarbeit erhoben worden und tritt mit prächtig wirkender, oft kunstvollen Mustern auf den Plan. Auch unsere Abbildung, eine lausertartige Decke, die sowohl als Ueberhandtuch, wie Serviertischdecke oder Zuggardine eingerichtet werden kann, ist mit reichen Häkeleinfägen und Häkelanfägen verziert. Die Herstellungsart der Kanten ist wohl allbekannt. Zuerst werden die einzelnen Sterne und Rosetten gearbeitet und diese dann durch Stäbchenfiguren miteinander verbunden.



Schließlich randen Stäbchenlängs- und Querreihen die mittleren Rosettenleisten ein. Als unterer Abschluß dienen eingeknüppte lange Franzen, die, wie auch die Häkelerei, aus haushälterischem Garn gearbeitet werden. Schlichte Kreuzstichlinien laufen mit den Häkelborten parallel und rahmen auch die eingeknüpften Einzelsterne ein. Wer sich die Arbeit vereinfachen will, kann die Rosetten und Sterne fertig kaufen und hat dann nur die Verbindungs- und Randtouren anzuführen.

Unsere Bilder

Von der Ananas. Es war im Jahre 1555, als ein französischer Reisender, Jean de Leou, aus Brasilien an seine Landsleute eine begeisterte Schilderung von köstlichen gelben Früchten schickte, von „Götterfrüchten, die nur von der Venus selbst gepflüzt werden dürfen, die weil sie den Geschmack der Datteln, der Erdbeeren und der Muskatellertraube in sich vereinten.“ Das Lob, das der Franzose der Ananas, der Königin unter den Früchten, zollte, blieb nicht vereinzelt. Schon dreißig Jahre früher waren nach Europa, zunächst nach Spanien, die ersten Ananasfrüchte gebracht worden, und nach einigen Jahrzehnten begannen holländische Kaufleute des neuen Handelszweiges sich zu bemächtigen und auf dem Markt zu Amsterdam die edlen Früchte feilzuhalten, freilich zu solch hohen Preisen, daß nur sehr reiche Feinschmecker sich hin und wieder einmal den Luxus leisten konnten, eine Ananas als Nachtisch ihren Gästen zu bieten. Insbesondere legten die europäischen Fürsten eine große Vorliebe für die köstliche Tropenfrucht an den Tag, und ihre Hofgärtner bekamen den Befehl, sich etwas eingehend mit der interessanten fremden Pflanze zu beschäftigen. Diese erkannten bald, daß die Ananas, wenn auch mit großen Kosten und Mühen, in den eigenen Gewächshäusern sehr wohl gezüchtet werden konnte, daß sie hier zwar etwas kleiner blieb, dafür aber ein viel feineres Aroma und einen weit zarteren Geschmack entwickelte. Die Zeiten haben sich geändert. Die Dampfmaschine war erfunden worden. Lange Wege, die zu bewältigen früher die Postkutsche mehrere Tage gebraucht hatte, legte man in ebensoviele Stunden zurück. Die Ozeane, die einst in monatelangen Fahrten das Segelschiff besafahren hatte, durchkreuzt das Dampfschiff in ebensoviele Tagen. Und da mit der Verbesserung der Fahrzeiten auch die Verbilligung der Frachtsätze schritt hielt, so kam es, daß auch die einst so teuren Ananasfrüchte in den Hafenstädten Europas bald zu solchen Preisen angeboten

wurden, daß die köstliche Frucht, die früher nur die Tafel der Reichsten schmücken konnte, heute auch dem weniger Begüterten keine unersehungsweise Delikatesse mehr bedeutet. Doch eine Delikatesse bleibt die Ananas gleichwohl und eine der beliebtesten dazu. Das beweisen die riesigen Ananasplantagen, die bald in allen tropischen Ländern, soweit Boden und Klima günstig waren, angelegt wurden, insbesondere in Südamerika, auf den Großen Antillen und auf den Sandwichinseln. Vornehmlich auf Hawaii, der größten unter den Sandwichinseln, ist die Ananaskultur zurzeit so bedeutend, daß ihre Erträge fast völlig den europäischen Markt befriedigen. Von Waikoa und Mahukona, den größten Plantagen auf Hawaii, wurden Eisenbahnen nur des Fruchtexports wegen nach Hilo, dem Haupthafenplate gelegt, von dem aus alljährlich viele Tausende von Zentnern der köstlichen goldgelben Früchte nach Europa geschickt werden.

Im Futterplatz. In harten Wintern, namentlich im Hochgebirge, würde manch ein schönes Stück Wild eingehen müssen, wenn nicht für Futterplätze gesorgt wäre, an denen sich alltäglich zur bestimmten Stunde einzufinden die Tiere sich sehr bald gewöhnen. Und so zutraulich werden Nische wie Nehe wenigstens in der Schonzeit, daß sie es ganz verlieren, die Gegenwart des Menschen zu fürchten. So konnte unser Maler auch dieses ganze Rudel konst so scheinbar Waldtiere in aller Seelenruhe auf seine Leinwand bringen. Zugleich bietet er uns aber damit ein schönes, stimmungsvolles Winterbild aus der schweigenden Bergwelt, deren Einsamkeit durch die schlanken leichtfüßigen Gäste am Futterplatz so viel Leben erhält.

Staatssekretär von Aiderlen-Wächter. Ein neuer schwerer Verlust für die deutsche Diplomatie. Ganz unerwartet ist Ende Dezember der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Alfred von Aiderlen-Wächter in seiner Heimatstadt Stuttgart gestorben. Er ist am 10. Juli 1852 in Stuttgart geboren, war von 1888 bis 1894 Vortragender Rat im Auswärtigen Amt, 1894 preussischer Gesandter in Hamburg, 1895 in Kopenhagen, 1900 in Bukarest, und stand seit 30. Juli 1910 an der Spitze des Auswärtigen Amtes. Mit ihm ist wieder ein schwer zu ersetzender Diplomat dahingegangen.

Dr. K. v. Pischel, langjähriger Minister des Innern in Württemberg, trat von seinem Amt zurück, da er nach dem Ausfall der Landtagswahlen seine Mehrheit für eine Fortsetzung der bisherigen Gesetzgebung erwarten durfte. Er war ein Minister von unermüdlicher Arbeitskraft und von einer ungewöhnlichen Beherrschung seines Ressorts, dem Schwaben eine Anzahl liberaler Reformen verdankt. Minister v. Pischel stammt aus Frankfurt a. M., wo er am 15. Januar 1843 geboren wurde; württembergischer Staatsminister war er seit 1893.

Hofrat Professor Dr. David Heinrich Müller, Vorstand des Orientalischen Instituts an der Wiener Universität und ordentlicher Professor für semitische Sprachen, starb in Wien im 67. Lebensjahr. Prof. Dr. Müller wurde 1846 zu Buzacz in Galizien geboren und studierte in Wien. Seit 1885 wirkte er als ordentlicher Professor an der Wiener Universität. Zahlreiche wissenschaftliche Werke über babylonische, altsemitische und arabische Inschriften und Altertümer sowie über die Gesetze Hammurabis zeugen von seinem reichen Wissen.

ihn zur Tür hinaus. Mit dem gegenseitigen Wunsch auf ein langes Leben schied der Achtziger von dem Neunziger.

Aus dem Spielkaal. Gelegentlich einer Vergnügungsexkursion verhielt ein Ehepaar auch Monte Carlo und sieht im dortigen Kasino dem Spiele zu. Die Frau fragt ihren Mann, ob sie durch einen Einsatz ihr Glück versuchen soll. Ein nebenstehender Herr bemerkt freundlich: „Die Damen haben in der Regel Glück, wenn sie auf die Nummer ihres eigenen Alters setzen.“ Rasch entschlossen sagt die Frau: „Ein Goldstück auf Nummer 25!“ Die Kugel rollt und hält auf Nummer 31. „Geschickt dir schon recht,“ meinte ihr Mann, „hättest du die Wahrheit gesagt, dann hättest du gewonnen!“

Gemeinnütziges

Grießköße. 200 g Butter werden zu Sahne gerührt, dazu kommen 3 Eier, Salz, Muskat und so viel Grieß, daß der Teig breiig bleibt, ohne fest zu sein. Er muß ungefähr eine Stunde stehen, worauf die Köße in siedendem Wasser gar gekocht und zu Backobst verpfeift werden. Sie können auch als Suppenklößchen verwendet werden, müssen dann zur Keimer geformt sein.

Wird der Laufraum der Hühner durch Drahtgeflecht abgeteilt, so kann dieses etwa 50 mm Maschenweite haben, werden aber auch Klüden in den gleichen Laufraum gelassen, so empfiehlt es sich, 20–25 mm Maschenweite zu wählen.

Gründerwundene Kartoffeln können als Saalgut ohne weiteres benutzt werden. Zum Kochen und selbst als Viehfutter sind sie nicht mehr geeignet, da sie einen unangenehmen Geschmack bekommen haben.

Amorphozwiebeln werden erst dann in andere Erde gepflanzt und nach gehalten, wenn die Knospe hervorsproßt. Bis dahin ist diese Pflanze trocken und dunkel zu stellen, da sie sonst spät zur Blüte kommt. Erfolg hat man auch nur mit ausgewählten starken Zwiebeln.

Erdene Geschirre müssen von Zeit zu Zeit mit heißem Sodawasser ausgebrüht werden, damit das Fett, das in die nicht immer ganz steinharte Glasur eindringt, herausgeht. Geschicht dies nicht, so schmeckt das in diesem Geschirre zubereitete Essen leicht unrein.

Luchschwunden müssen stets feucht verbunden werden. Sie bleiben dann schön weich, können Unreinigkeiten leicht absondern und lassen sich gut reinigen. Wundwunden, die gequetscht und zerrissen sind, werden nach gründlicher Reinigung gleichfalls mit einem feuchten Tuche verbunden.



Und der Kinderstube.
„Um Gottes willen, was ist das Geschrei und fürchterliche Gebimmel?“
„Wir spielen Parlament: der Kleine Hans macht Lärm und ich rufe ihn fortwährend zur Ordnung!“

Scharade.

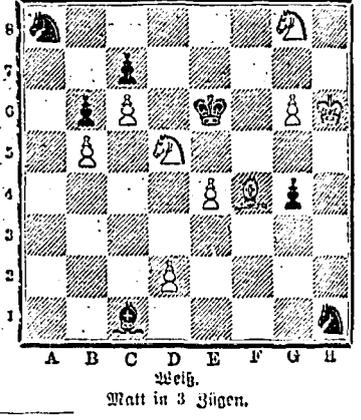
Wenn nabel das erste, dann zieren
Die Blumen und Blüten das Land.
Es wird eine Gattung von Tieren
Dir dann in dem andern genannt.
Und hast du zum Schluß nun beides
Wie üblich, zum Ganzen vereint,
So zeigt sich im An dir ein zweites,
Das meist in dem ersten erscheint.
Julius Sala.

Worträtsel.

Als Früh mit dem Regen kam nach Haus,
Da rief das Wort er voll Jubel aus:
Doch nach, der Studio, küßtest es nur,
Und deutet der fernem, silbernen Uhr.
Melitta Berg
Problem Nr. 75.
Von Dr. E. Pollocka in Prag.
(„Národní Politika“).
Schwarz.

Auflösung.

TAUBER
RIESEL
ROSE
S E E R O S E
Aurora Falter.



Mat in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Palindroms: Leo, Col. — Des Scherzrätsels: Taugenichs.
Des Rätsels: Bern, Lima, Berlin.

Alle Rechte vorbehalten.

Allerlei

Gerechter Vorwurf. Sie: „Was, du willst Vorstand vom Verschönerungsverein sein, und läßt mich in diesem unmodernen Hut herumlaufen?“

Merkwürdige Rechnung. Dame: „Wieviel Liter Milch gibt Ihnen die Kuh im Tag?“ — Bäuerin: „Acht Liter!“ — Dame: „Und was machen Sie mit der Milch?“ — Bäuerin: „Zwei Liter trinken wir selbst und zwölf tragen wir in die Stadt.“

Der Trost. Wirtin: „Der Michel, dem gestern die Frau durchgegangen ist, kommt soeben auf unser Haus zu; der sucht gewiß Trost!“ — Wirt: „Stamm schon sein... da will ich mal gleich frisch anstecken!“

Wrangel und Papa Müller. Von dem ehemaligen preussischen Generalfeldmarschall Wrangel erzählt man sich allerlei Anekdoten. Eine ergötzliche Geschichte ist auch seine Begegnung mit seinem früheren Wachtmeister Müller. Als dieser den alten Wrangel zum 90. Geburtstag besuchte, wurde er von ihm sehr freundlich empfangen. Indes schien der Alte den Namen Müller vergessen zu haben, denn er redete ihn fortwährend mit „Dingsfischen“ an. „Dingsfischen! Mensch, was sind Sie doch klapprig geworden!“ So rief Wrangel ein über das andere Mal und musterte dabei den Wachtmeister wie einen Kefruten. „Junger Mann,“ sagte dann Erzuzellenz Wrangel, „Sie müssen sich ordentlich pflegen, ordentlich pflegen — verstanden? — damit Sie nicht als Gerippe in den Himmel kommen.“ Bei diesen Worten hob er dem Wachtmeister ein Geldstück in die Tasche, das sich später als ein Zehnpfennigstück entpuppte. Der Wachtmeister dankte natürlich für ein vermeintliches Zwanzigmarkstück. „Laß man sind, aller Junge — das übrige zum Fettleben mußt du dich durch fleißige Arbeit verdienen“, sagte Papa Wrangel darauf, nahm Papa Müller unter den Arm und geleitete